

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 3 (1908)
Heft: 1

Artikel: Warum?
Autor: Zola, Emile
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-349847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahr um 100 gestiegen und beträgt heute 750. Das angekündigte Referat von Genossin Faas über das Frauenstimmrecht wurde nicht abgehalten. Der Antrag der Sektion Schaffhausen, die Delegiertenversammlungen jeweils nur an einem zentral gelegenen Orte abzuhalten, wurde verworfen, ebenso der Antrag der Sektion St. Gallen auf Reduktion der Beiträge.

Auch der Antrag Herisau betreffend Gründung einer Krankenkasse wurde in Rücksicht auf die im Wurfe liegende staatliche Krankenversicherung abgelehnt. Der von Frau Nieder (Zürich) begründete Antrag der Sektion Zürich, wonach der Zentralvorstand den Auftrag erhalten soll, durch tüchtige Genossinnen jährlich je zwei bis drei Agitationstouren auf Kosten der Zentralkasse zur Neugründung und zur Belebung der bestehenden Arbeiterinnenvereine zu veranstalten, wurde in der Weise angenommen, daß die Hälfte der jeweiligen Kosten von den Sektionen getragen wird. — Als Vorort wurde Winterthur bestätigt.

Ausführlicher Bericht folgt in nächster Nummer.

Warum?

(Von Emile Zola).

Am Morgen betraten die Arbeiter die Fabrik. Die Arbeitssäle waren kalt. Es lagerte über ihnen wie Schatten des Todes. In einer Ecke des großen Saales stand die große Maschine stumm und finster mit ihren eisernen Rädern und stählernen Armen. Tiefe Traurigkeit entstieg dem regungslosen Riesen, dessen klirrendes Hämmern, dem Pulsschlag eines in schwerer Arbeit sich mühenden Titanen vergleichbar, bisher das Haus belebt haben.

Der Fabrikbesitzer öffnet die Türe seines Komptoirs.

„Kinder, heute gibt es keine Arbeit. Es laufen keine neuen Bestellungen ein, die alten sind zurückgezogen worden und der ganze Warenvorrat bleibt mir auf dem Halse. Der Monat Dezember, auf den ich als Hauptsaison gerechnet habe, richtet mich zugrunde. Ich muß die Arbeit einstellen.“

Sein Blick fällt auf die Arbeiter, die einander entsetzt anblicken, und seine Stimme bebt vor tiefer Nüchternung.

„Ich bin kein Egoist, Kinder, aber meine Lage ist ebenso schrecklich wie die Eure. Ich habe in acht Tagen fünfzigtausend Franken verloren und muß die Arbeit einstellen, denn ich habe keinen roten Heller, um die nächsten Zahlungen einzuhalten. Ihr seht, ich spreche mit Euch wie ein Freund mit dem andern. Uebermorgen wird der Gerichtsvollzieher hier sein. Und es war nicht unsere Schuld, nicht wahr, Kinder? Wir haben bis zum letzten Atemzuge gekämpft. Gerne hätte ich Euch diesen Augenblick erspart — aber ich bin ruiniert, ich kann nicht anders.“

Und er reicht den Arbeitern die Hand, wortlos drücken sie ihm der Reihe nach die ausgestreckte Rechte. Dann bleiben sie ein paar Minuten stehen und starren mit geballten Fäusten auf ihre überflüssig gewordenen Werkzeuge. Sonst pflegen um diese Stunden die Fellen zu knirschen, und die Hämmer schlagen den Takt dazu. Bankrott! — Das bedeutet, daß nächste Woche 20 bis 30 Familien hungern müssen.

Die Augen der Weiber füllen sich mit heißen Tränen. Die Männer wollen sich tapfer stellen und trösten einander damit, daß in Paris keiner vor Hunger stirbt.

Dann verlassen sie einzeln mit zugeschnürter Kehle die Fabrik; die große, stumme Maschine, die dort im Schatten der Erde dunkelt, ist die Tote, um die sie trauern.

Draußen auf der Straße irrt der Fabrikarbeiter umher. Acht lange Tage sind verstrichen und noch immer klagt er vergeblich an jede Türe. Ueberall findet er sie verschlossen. Keine einzige tut sich ihm auf. Alle Mühe ist vergeblich.

Mit lehren Händen kehrt er zurück. Kalter Sprühregen rieselt nieder. Paris ist heute so finster und trübe. Der Arbeiter wandert weiter im strömenden Regen. Er fühlt die Tropfen kaum, nur den Hunger, den nagenden Hunger, der in seinen Eingeweiden wühlt.

Betäubt lehnt er sich an einen Brückenpfeiler, an dem die brausenden, weißschäumenden Wogen sich brechen. Es lockt ihn mit wildem, verführerischem Rauschen. Doch dann ermannt er sich. Nein, das wäre Feigheit — langsam geht er weiter.

Der Regen hat aufgehört. Die elektrischen Lampen locken Junkengarben aus den Schaufenstern der Juweliers. Wenn er ein solches Fenster einbräche, könnte er mit dem bescheidensten Griff den Selnen auf Jahre hinaus Brot verschaffen. In den Speisefälen der Hotels leuchten die Lampen auf, er sieht die lockenden Konditoreien und Schlächterläden und erinnert sich, daß er heute früh seinem weinenden Kinde Brot versprochen. Er wagte es nicht, nach Hause zu gehen und zu sagen, daß er gelogen hat. Vergebens zermartert er sich den Kopf darüber, was er ihnen sagen könnte, damit sie weiter dulden und warten. Nein, sie können nicht länger ohne Brot bleiben. Er, der starke Mann, kann es wohl noch aushalten, aber — Weib und Kind sind schwach.

Eine Sekunde lang zuckt ihm der Gedanke durch das Gehirn, daß er betteln wolle, aber so oft ein Herr oder eine Dame an ihm vorübergehen und er die Hand ausstrecken will, erlahmt seine Rechte, die Kehle krampft sich zusammen; er taumelt zurück, sodas die Vorübergehenden sich umdrehen und den Betrunknen mit verächtlichen Blicken messen. —

Indessen wartet die Frau unter dem Haustor der Heimkehr ihres Mannes. Sie ist bleich; ein dünnes, verschoffenes Kleid deckt nur dürftig ihre zarte Gestalt. Frierend trippelt sie auf und ab. Ihre ärmlichen Habseligkeiten sind schon alle ins Leihhaus gewandert. Arbeitslosigkeit leert die Schränke. Die letzte Kopfhautfüllung der Matratze hat sie dem Trödler verkauft; nur die leere Hülle ist noch da. Die hat sie vor das Fenster gehängt, damit der Wind nicht hineinbläst, denn ihr kleines Kind hustet.

Auch hat sie Arbeit gesucht — vergebens. Ihr Kredit ist erschöpft, Bäcker, Kaufmann und die Gemüsefrau wollen nicht länger borgen; sie wagt gar nicht mehr an ihrer Türe vorbeizugehen. Nachmittags war sie bei ihrer Schwester gewesen, aber auch dort war

das Glend groß. Beim Fortgehen versprach sie, ihnen ein Stück Brot zu bringen, wenn ihr Mann etwas verdient haben würde.

Er kommt nicht. Es regnet in Stößen. Die arme Frau flüchtet in die Haustüre, schwere Tropfen fallen auf ihren Scheitel und der Sprühregen durchnäßt das dünne Kleid. Von Zeit zu Zeit übermannt sie die Ungeduld, und trotz des Wetters geht sie bis an die Straßenecke, um nach ihrem Manne zu spähen. Durchnäßt kehrt sie zurück und trocknet den nassen Scheitel mit beiden Händen. Ihr ist, als ob die ganze Stadt mit ihrem Glanz und Lärm und Schmutz über ihr zusammenbräche. Ihr gegenüber ist ein Bäckerladen — da denkt sie an ihr schlafendes, hungriges Kind.

Endlich erblickt sie ihren Mann, der langsam an den Häusern entlang schleicht. Sie stürzt auf ihn zu. „Nun?“ flüstert sie erwartungsvoll.

Er senkt stumm den Kopf und totenbleich wanken sie die Treppe hinauf. — —

Die Kleine schläft aber nicht. Sie ist erwacht, und in die halberlöschende Flamme des Lämpchens starrend sinnt sie nach. Sie setzt sich auf den Rand der Kiste, die ihr als Lager dient. Die kleinen Füßchen zittern und die schmalen dünnen Kinderhändchen halten die Decke krampfhaft über der Brust zusammen. Sie denkt nach.

Spielzeug hat sie nie gehabt. Auch die Schule kann sie nie besuchen, weil sie keine Schuhe hat. Sie denkt daran, daß die Mutter sie zuweilen spazieren geführt hat. Aber das war schon lange her. Dann sind sie ausgezogen und hier ist's ihr, als wehte es eisigkalt durchs Haus. Seitdem ist sie immer hungrig. Sie versinkt in Grübeleien. Warum hungert man? Jedermann ist wohl hungrig. Sie meint, es komme daher, weil sie noch klein ist; die Großen sind daran schon gewöhnt. Die Mutter weiß gewiß, daß jeder immer hungrig ist, aber man verheimlicht es den Kindern. Wenn sie es wagte, sie würde die Mutter fragen, warum die Menschen eigentlich auf der Welt sind, wenn sie doch hungern müssen.

Und dann ist bei ihnen alles so alt und häßlich. Wurmstichige Möbel, kahle Wände! Und ihr scheint's als hätte sie im Traum warme Zimmer und schöne Möbel gesehen, und sie schließt die Augen, um wieder zu träumen. Die Strahlen, die durch die gesenkten Lider dringen, verweben sich zu goldenem Gewölke. Ach, wenn sie da hineinkönnte. Aber der Wind bläst durchs Fenster und der kalte Luftzug durchströmt sie so, daß sie wieder einen neuen Hustenanfall bekommt.

Die Augen füllen sich mit Tränen.

Sonst hatte sie Angst, wenn sie allein blieb, aber jetzt, sie weiß selbst nicht warum, ist ihr das ganz gleichgültig. Da sie seit gestern abend nichts gegessen haben, glaubt sie, die Mutter sei hinuntergegangen, um Brot zu holen. Sie wird dann das Brot in ganz, ganz kleine Stückchen schneiden und bedächtig Krümchen um Krümchen verzehren. Sie wird mit dem Brote spielen. Ach das wird schön sein!

Die Mutter kommt zurück, der Vater folgt ihr.

Ueberrascht blickt sie auf ihre Hände. Und da beide schweigen, hebt sie nach kurzem Zögern an:

„Ich bin hungrig!...“

Der Vater sinkt in einen Stuhl nieder und vergräbt das Gesicht in beide Hände, indes dumpfes Schluchzen von seinen Lippen dringt. Die Mutter würgt die Tränen hinunter und blickt die Kleine so gut als möglich, deckt sie mit allerlei Lumpen zu und redet ihr zu, sie möge ein braves Kind sein und schön schlafen. Aber das Kind, dessen Zähne vor Frost klappern, faßt Mut, und die dünnen Arme um den Hals der Mutter schlingend, fragt es, leise flüsternd:

„Sag, Mama, warum sind die Menschen hungrig?“

Ein Brief an die Frauen.

Liebe Leserin!

Du bist Arbeiterfrau. Vielleicht auch kleine Geschäftsfrau!

Wirßt du mich anhören? Die Zeilen lesen? Darüber nachdenken?

Gewiß wirst du es tun.

Warum arbeitest du?

Um für dich und die Deinen Lebensunterhalt zu beschaffen oder beschaffen zu helfen.

Und du arbeitest zuweilen schwer, sehr schwer, nicht wahr?

Gewiß. Vom frühen Morgen bis späten Abend. Und trotz der schweren Arbeit geht es in deiner Familie knapp her!

Wie kommt das?

Warum gehen andere Frauen in Seide und Samt, behängt mit Perlen und Edelsteinen, wohlgenährt, wohlgepflegt — warum? Und doch arbeiten sie wenig oder gar nicht.

Jene Frauen sind die glücklichen und unglücklichen Gattinnen derjenigen Herren, welche andere für sich arbeiten lassen, von dem Schweiß und Blut der armen Arbeitsleute leben und dann tun, als ob sie selbst göttliche Wesen wären.

„Das läßt sich nicht ändern! Es ist immer so gewesen, wird auch immer so bleiben!“

So hört man die Leute gewöhnlich sagen. Aber das dürfen wir heute nicht mehr glauben, denn es ist eine Lüge.

Als die Arbeiter kürzere Arbeitszeit und bessere Entlohnung und Behandlung forderten, sagte man ihnen auch: „Das geht nicht! Es ist immer so gewesen, wird auch immer so bleiben!“

„Das ist nicht wahr!“ erwiderten die Arbeiter. „Wir sind nicht mehr so dumm, um das zu glauben. Wir wollen Menschen sein, als Menschen menschlich leben, uns des Lebens freuen!“

Wir bestehen darauf: „Es muß anders werden!“ Und es wurde auch anders.

Ob Arbeiterin oder kleine Geschäftsfrau, du mußt dich Tag für Tag bis an des Grabes Rand abschinden und abrackern, hast wenig Freude und Lebensgenuß, bist weiter nichts als die schwer arbeitende Magd eines schwer arbeitenden Knechtes, und als